
Clemens Peck

Selbstbildnis mit Engel

Hertha Kräftner oder Die Kartographie der Melancholie

Zwei Selbstbildnisse: Kräftner und Rilke

Die früh verstorbene österreichische Autorin Hertha Kräftner verfasste in den Jahren 1947 bis 1951 ein bemerkenswertes literarisches Werk, von dem nur ein kleiner Teil zu Lebzeiten veröffentlicht wurde. Im Nachlass der Autorin findet sich ein Gedicht mit dem Titel *Selbstbildnis*:

Die Stirne Einsamkeit,
beschattet durch den Fall der Haare,
zuweilen im Gesenktsein von Verworrenheit
bedeckt und leidend
an der Ungestalt der frühen Jahre.

Die Brauen aber schon in Klarheit,
in ihrer Schwärze manchmal fremd
den blassen Wangen,
der Bogen oft mit Sehnsucht sehr behangen,
und manchmal wie von Zärtlichkeiten überschwemmt.
Die Augen wie von Abenden verhüllt,
der Blick bekannt mit ungeschauten Dingen,
bisweilen aber blau erfüllt,
wenn ihm die Tage nicht gelingen.
Die ungenauen Lippen aber singen
nicht alles, das die Welt an sie vergibt.

Gesicht des Widerspruchs von dicht und lose,
verstreut an Augenblicke, die es liebt,
und so, als ging es schmal ins Ausweglose,
Von dem es weiß, daß es besiegt.¹

Das Gedicht entfaltet Etappen einer Selbstbetrachtung; eine Stimme ruft einzelne Gesichtspartien auf, die sich allerdings nur bedingt zu einem Ganzen, einem

Porträt fügen. Formal folgt Kräftner dabei Rainer Maria Rilkes *Selbstbildnis aus dem Jahre 1906*. Rilkes lyrische Spiegelung des eigenen Gesichts erfolgt allerdings nicht nur medial im Modus der optischen Selbstbetrachtung, sondern auch poetologisch: als Selbstbildnis, das mehr will, als das eigene Gesicht beschreiben. Der literarischen Porträttradition der Antike und der Frühen Neuzeit folgend setzt Rilke dabei ein Bild von Autorschaft in Szene:

Des alten langen adligen Geschlechtes
Feststehendes im Augenbogenbau.
Im Blicke noch der Kindheit Angst und Blau
und Demut da und dort, nicht eines Knechtes
doch eines Dienenden und einer Frau.
Der Mund als Mund gemacht, groß und genau,
Nicht überredend, aber ein Gerechtes
Aussagendes. Die Stirne ohne Schlechtes
und gern im Schatten stiller Niederschau.

Das, als Zusammenhang, erst nur geahnt;
noch nie im Leiden oder Gelingen
zusammengefaßt zu dauerndem Durchdringen,
doch so, als wäre mit zerstreuten Dingen
Von fern ein Ernstes, Wirkliches geplant.²

Vom poetologischen und autorschaftlichen Spiel mit der Form der lyrischen Selbstbetrachtung ausgehend lässt sich auch Kräftners Wiederholung beleuchten: Die Gegenüberstellung der beiden Gedichte zeigt, wie präzise Kräftner die Punkte und Linien der Selbstbetrachtung Rilkes nachzeichnet, das heißt ein lyrisches *pastiche* erstellt, um es gleichzeitig zu verwischen. Das betrifft insbesondere die Auflösung der metrischen und metaphorischen Architektur, sinnbildlich in der Errichtung des adligen Augenbogenbaus,³ der bei Kräftner – nicht ironiefrei – in der Mitte der zweiten Strophe von der Sehnsucht allzu sehr behangen und von Zärtlichkeiten überschwemmt ist.

Während Rilkes Selbstporträt die ihm eingeschriebenen und poetologisch wirksamen Widersprüche ausgleicht und in den letzten Versen in die Ahnung des Zusammenhangs von Subjekt, künstlerischer Form und Wirklichkeit mündet, bleibt Kräftners Gedicht »ungestaltig«. Diese in der Selbstbetrachtung aufgerufene »Ungestalt« lässt sich auf die Textgestalt übertragen und drückt sich gegenüber Rilkes Selbstbildnis als Nicht-Passung aus. Zum einen konkretisiert und materialisiert Kräftner die von Rilke ausgewählten Teile des Gesichts inklusive der daran geknüpften Topoi und Metaphern: die »zuweilen im Ge-